

Mk
Meinige
30. II.
Abhängen
in den
E. v.
abtragen
se 15.
agen
se 21.

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 475. Halle, Mittwoch 10. Oktober 1894. 186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.)

Hamburg, 10. Oktober. Der König von Griechenland hat gestern Nachmittag um Eindeß kommen hier ein. Nach vorliegenden Berichten wird er sich direkt nach Vorki zum Empfang des Kaisers von Athen begeben.

Wien, 10. Oktober. Dem „Neuesten Nachrichten“ wird aus Prag berichtet, daß Fürst Baffeld zum Statthalter von Elsaß-Lothringen aussuchen sei und das Amt des Oberpräsidenten von Schlesien für ihn nur zur Vorbereitung dienen soll.

Stettin, 10. Oktober. In Wilmshorst ist ein Mann erstorben aufgefunden worden. Es ist dies der zweite Mann innerhalb dreier Tagen in der Gegend.

London, 10. Oktober. Dem „Neuerlichen Bureau“ wird aus Lissabon berichtet, daß die portugiesischen Gebiete sind unter Waffen und stürmen zu Lande den Rotalien zu. Das Heer der Portugiesen hat sich bis auf 7 Meilen der Stadt genähert. Alle in Lande befindlichen Niederlagen sind ausgeblieben, eine große Menge Waffen und Munition, die von den Portugiesen zurückgelassen worden war, ist den Eingeborenen in die Hände gefallen.

Wien, 10. Oktober. Gestern fand zwischen dem Bürgermeister Buis und dem Oberbürgermeister Bourgeois eine zweistündige Konferenz über die an den Wahlen (14. und 15. Oktober) zu treffenden polizeilichen Maßnahmen statt. Es wurde beschlossen, daß alle Abteilungen der Stadtpolizei, die ganze Gendarmarie, die Bürgergarde an den beiden Tagen beständig waffenfertig und marschbereit stehen sollen. Sämtliche Truppen bleiben in den Kasernen konstant.

Warschau, 10. Oktober. Das Befinden des Generalgouverneurs Gurko hat sich wieder verschlechtert. Die Ärzte haben die sofortige Abreise nach Süd-Frankreich empfohlen; Gurko lehnte dies ab wegen der Erkrankung des Czaren ab.

Wien, 10. Oktober. Ministerpräsident Deckerle hat in der gestrigen Sitzung des Abgeordnetenhauses angekündigt, daß er, da sich die Konzentrationen angeordnet sind, die Spiritusfabrikation völlig freigebe und allen für das Ausland bestimmten Spiritus durch den Staat einlösen und zum Verkauf bringen werde.

Vom kranken Czaren.

London, 10. Oktober. Der Petersburger Daily-Telegraph-Korrespondent meldet, er habe gestern Jemand gesprochen, der kürzlich den Czaren gesehen und gesprochen. Dieser Gewährsmann erklärte, ohne den Ernst der Krankheit verstehen zu wollen, die beunruhigenden Berichte in den Zeitungen seien stark übertrieben. Er erklärte es kategorisch für unwichtig, daß irgend welche unmittelbare Lebensgefahr vorläge. Das Mall verhielt ferner, der Czar habe nicht die Absicht, eine Regenschiff einzuliegen, sondern wolle die laufenden Geschäfte weiter per Telegraph erledigen.

Petersburg, 10. Oktober. Geoben ist hier die Nachricht eingelaufen, daß sich der Zustand des Czaren wieder gebessert habe und eine unmittelbare Gefahr nicht mehr vorhanden sei. Teilweise besorge sogar der Czar wieder die Geschäfte selbst.

Wegen Störung des telephonischen Betriebes konnten uns die letzten Depeschen nicht mehr übermittelt werden.

Die fremdmächtlichen Geschwader in den chinesischen Gewässern

sind ohne Ausnahme mit Verstärkungen bedacht worden für den Fall, daß der Ausbruch innerer Unruhen in China die Eingreifung von Mächten zum Schutze des Lebens und Eigentums der fremden Staatsangehörigen notwendig machen sollte. Es muß eingemessen auffallen, daß Frankreich sich zu einer Vermehrung seines ostasiatischen Geschwaders entschlossen hat, welche zu dem dortigen Handels- und Verkehrsinteressen der Republik außer allem Verhältnis steht. Die jetzigen maritimen Streitkräfte Frankreichs in den ostasiatischen Gewässern bestehen aus dem Panzerkreuzer „Hayard“, als Admiralsschiff, dem Kreuzer zweiter Klasse „Forfait“, dem Kreuzer dritter Klasse „Juncosant“ und den Kanonenbooten „Lion“ und „Comede“. Zu diesem vom Contre-Admiral Dupuis befehligten Geschwader sollen in 4-5 Wochen, genau der Zeitdauer der Fahrt von Europa nach dem fernem Osten, die beiden großen Schnellkreuzer „Albatros“ und „Jelly“ folgen, von denen ersterer dem Mittelmeergeschwader, letzterer dem Kanalgeschwader entnommen ist. Außerdem hat der im Stillen Ocean kreuzende „Duquesne Trouin“ Befehl erhalten, sich unverzüglich mit dem Geschwader des Admirals Dupuis zu vereinigen, und ist derselbe bereits nach Yokohama unterwegs. In Saigon liegen noch zwei Kreuzer des Panzerkreuzer „Triomphant“ und der Aviso „Lutin“. Letzterer hat bereits Befehl erhalten und kann in zehn Tagen mobil sein, eineres Schiff wird ebenfalls in den Stand gesetzt, um, wenn die Ereignisse es notwendig machen sollten, binnen kürzester Zeit auslaufen zu können. Weitere Maßnahmen sind einzuweisen nicht geplant, werden wenigstens nicht öffentlich bekannt. Doch ist es für die interessierten Kreise kein Geheimnis, daß nach London Berichte ergangen sind, um nach und nach eine große Anzahl von Fahrzeugen aus der zweiten in die erste Katego-

rie überzuführen und überhaupt eine erhöhte Bereitschaft der Flottenbefehle anzubahnen. Doch noch keine Transportschiffe Fahrordres erhalten haben und daß auch noch nicht die Entsendung von Verstärkungen nach den indochinesischen Ozeanen beschlossen worden, ist richtig, beweist aber nichts zu Gunsten der Lage, da Frankreich jedoch seit Marinekräften als nötig nach dem fernem Osten versenkt kam, ohne erst, wie England, ängstlich rechnen zu müssen, ob die für den einen bedrohten Punkt bestimmten Mannschaften nicht den Punkt, von welchem sie vorgeschickt werden, in bedrohlicherem Zustande vorfinden. Auf Grund der vorerwähnten Dispositionen wird Frankreich binnen Monatsfrist eine stärkere Flottenmacht in Ostasien zusammengezogen haben. Der vier große Kreuzer, namentlich der „Albatros“ und der „Jelly“, sind vollständig neu und stehen auf der Stufe der modernsten Technik, brauchen daher den Vergleich mit seinen englischen Kriegsschiffe zu scheuen. Es ist seit langen Jahren das erste Mal, daß Frankreich sich in jenem Ozean durch wirklich imponente Kriegsschiffe vertreten läßt. Alle die getrossene Majorität in vollen Längs- und möglichst wirksam durchzuführen, übernimmt Admiral Gervais das Kommando der Kreuzerflotte in Toulon schon am 12. ds. statt am 15., und tritt der Admiral Baron de Colson seinen Posten als Marinepräsident schon heute, fast erst am Mittwoch an. Der „Albatros“ wird, wie es heißt, seine Fahrt in die chinesischen Gewässer in Gesellschaft deutscher und englischer Kriegsschiffe, die das gleiche Ziel haben, antreten.

London, 10. Oktober. Nach Drahtmeldungen der „Central News“ aus Shanghai soll in der Provinz Ghili in Folge des Gerüchtes, die Japaner seien in China eingedrungen, die Revolution ausgebrochen sein, welche den Sturz der gegenwärtigen Dynastie bezweckt. In der Provinz befindet sich die Sommer-Residenz des Kaisers.

Shanghai, 10. Oktober. (Neuermeldung.) Die chinesischen Behörden blockierten die Mündung des Jangtsekiang; die Schiffe müssen sich Sharp Peak lösen; zwei japanische Kriegsschiffe näherten sich Tschifu, vermutlich um die chinesischen Kriegsschiffe des Seidengewandens zu juchen. Die Landung der japanischen Truppen in der Nähe von Port Arthur bestätigt sich nicht. Der Vicekönig von Szechuan hat die Seidengewandens um eine weitere Summe von 5 Millionen Taels.

London, 9. Oktober. Dem „Neuerlichen Bureau“ wird aus Chemulpo vom 3. d. M. gemeldet: Die Japaner schienen eilig eine Nord-Expedition nach der Mandchurie vor und besetzten gleichzeitig ihre Stellung in Korea. Sie seien den Koreanern gegenüber jede Mäßigkeit und Beschränkung streng ihre Ausbreitung der Soldaten; letztere müßten für alles, was sie von den Koreanern entnehmen, bezahlen. Die täglichen Ausgaben für die japanische Occupationarmee in Korea werden auf 300 000 Yen geschätzt. Die Japaner erklärten, die Chinesen hätten, als sie sich in der Umgegend von Süal befänden, große Quantitäten benommen. Im Hafen von Chemulpo befinden sich 14 japanische Transportschiffe; seit dem 27. September sind 7800 Mann japanische Truppen und 756 Taels gelandet worden. Die Garnison von Süal ist wegen eines befürchteten neuen Aufstandes der australischen Stämme um 4000 Mann verstärkt worden.

London, 10. Oktober. Das „Neuerliche Bureau“ erzählt, die Annahme, daß gegenwärtig die Absicht unter den Mächten bestehe, zwischen China und Japan irgend eine Verständigung zu unternehmen, ist gänzlich unrichtig. Diejenigen Mächte, welche in Asien besonders interessiert sind, verhandeln augenblicklich heftig gegenwärtige Meinungen zum Schutz ihrer Unterthanen in China aus. In diesem Zweck werde das britische Geschwader in Ostasien durch „Albatros“ aus dem Mittelmeer, „Medusa“ und „Jelly“ von der ostindischen Station verläßt, welche Schiffe bereits unterwegs seien.

Deutsches Reich.

* Es ist bereits mitgeteilt worden, daß am 17. und 18. Oktober d. J. die Angelegenheit beim Reichstag für die neuerichteten vierten Paragrafen bestimmten Formen in besonderen feierlicher Weise stattfinden wird. Auf Verzicht des Kaisers sind diese Feiern genau in dem Rahmen gehalten worden, wie jene im Jahre 1861, als es sich ebenfalls um die Angeltung und Weihe einer größeren Anzahl von neuen Formen und Landarten handelte.

* Der Kronprinz von Sachsen, begleitet von dem verstorbenen Adjutanten Graf Dönhoff, ist gestern früh von Stockholm kommend in Berlin eingetroffen. Auf dem Ertiner Bahnhof wurde der Kronprinz von Mitglieder der sächsischen Gesellschaft empfangen.

* Die von mehreren Seiten für Sonntag anberaumte Sitzung des Staatsministeriums hat nicht stattgefunden. Es wäre außer allem Befragt in Staatsministerkonferenzen auszubereiten. Gestern ist Graf Eulenburg nach Berlin zurückgekehrt und in welcher Woche wird jedenfalls eine Sitzung des gestellten Ministeriums stattfinden. Ob man aber alsbald auch Näheres über den Inhalt und das Wesen der gegen die Militärparlament geplanten Maßregeln erfahren wird, ist sehr fraglich. Im Ministerium des Innern, wie im Justizministerium wird über die ausgearbeiteten Entwürfe strenges Geheimnis gewahrt, und wahrscheinlich wird die Öffentlichkeit, soweit Abänderungen der Landesgesetzgebung in Frage kommen, vor Einbringung des Reichstages, welche nicht vor Mitte Januar zu erwarten ist, nichts Näheres erfahren. Was aber eine Novelle zum Strafrecht angeht, so würde diese zunächst dem Bundesrat zugehen, was bis jetzt noch

nicht geschehen ist. Künftig sollte die Vorlagen für den Bundesrat, soweit dies als zweckmäßig erachtet wird, durch den „Reichs-Anzeiger“ bekannt gegeben werden. Es ist aber noch nicht fraglich, ob der „Reichs-Anzeiger“ in nächster Zeit oder überhaupt eine solche Rolle vorzufüllen wird. Von unterrichteter Seite wird nämlich behauptet, daß man an reichsrechtlich vorzulegen soll, erst dann einzuweisen werde, nachdem die Entschlüsse des preussischen Staatsministeriums vorliegen, da man die wesentlichen Wirkungen des Vorgehens gegen die Umtriebsparteien nicht nur von landesgesetzlichen Maßnahmen ermarte, sondern auch auf dem Verwaltungsweg durch eine straffere Ausübung der bestehenden Gesetze zu erzielen hoffe. Mit anderen Worten: Die „maßgebende Stelle“ im Reich wolle vorläufig die Reichsregierung ganz aus dem Spiele lassen und abwarten, ob es den Einzelstaaten gelinge, mit dem Umtrieb fertig zu werden. Ob der Kaiser dieses Vorgehen oder vielmehr dieses Zurückhalten und Abwarten der Reichsregierung billigt, darüber sind die Meinungen geteilt. Jedenfalls aber wird der Herr Reichstag, wenn er sich auf das Abwarten der Wirkungen des einschlägigen Vorgehens verlegt, im Reichstage keine leichten Tage haben.

In Ermangelung ihrer eigenen Mittelkraft stellen die „Berl. W. A. Z.“ mit, daß die auf die Reform der Wärfte bezüglichen Vorlagen soweit vorbereitet sind, daß deren Vorlegung an den Reichstag in der bevorstehenden Session derselben mit Sicherheit zu erwarten ist. Die Grundzüge der Vorlagen sind im Reichsamt des Innern fertiggestellt und werden demnach die Bundesregierungen mitgeteilt werden. Es dürften dann die begünstigten kommunikativen Beratungen noch im Laufe dieses Monats beginnen und deren Ergebnisse demnach dem Kaiser behufs Ertheilung der Genehmigung zur Einbringung in Bundesrat unterbreitet werden. Die Angelegenheit befindet sich daher so im Gange, daß das gesetzgebende Werk noch in der bevorstehenden Reichstagsession zu Ende geführt werden kann.

Man schreibt uns: Die Ausarbeitung des neuen Tabaksteuergesetzes ist fertiggestellt, nun erfolgt die Ausarbeitung der Motive, was noch geraume Zeit in Anspruch nehmen wird. Erst hiernach geht der Entwurf an die Bundesregierungen. Wie wir erfahren, ist eine von dem früheren Entwurf insofern abweichende Vorlage zu erwarten, als der Steuerfuß ein niedrigerer ist und die Controlmaßregeln nicht so beschränkt sein werden, wie dies früher geplant gewesen.

* Wie uns ein Telegramm meldet, ist der Kaiser aus dem Mann von Schleißen, Herr von Klitzing gestern Nacht nach längerem Leben gestorben. Herr von Klitzing hatte sich noch vor einigen Tagen einem größeren operationen durchzusetzen lassen, welche vom Geheimrat Rittsch ausgeführt worden war. Der Verstorbenen hatte sein Amt vor neun Jahren angetreten.

Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

Budget. In dem Budget, welches der Finanzminister heute dem Abgeordnetenhause vorlegte, werden die Schaumtausgaben auf 467 792 748 Gulden veranschlagt, die Einnahmen auf 467 811 057 Gulden. Der Ueberschuß beträgt somit 18 268 Gulden gegenüber 111 000 Gulden im Vorjahr. Der Ueberschuß des Einnahmenseitigen ergibt einen Ueberschuß von 24 222 000 Gulden. Für Investitionen werden im Rahmen des Budgets 20 095 095 Gulden veranschlagt. Die Ausgaben sind gegenüber dem Vorjahre um 26 Millionen höher, für Investitionen werden 3 600 000 Gulden mehr eingelegt. Gegenüber dem Einnahmenseitigen um 28 400 000 Gulden höher veranschlagt. Der Finanzminister glaubt, daß die Erhöhung der parlamentarischen Einnahmen durch die tatsächlichen Ergebnisse der Schlussrechnungen von 1893 und durch die bisherigen Einnahmen von 1894 vollkommen gerechtfertigt werden.

Frankreich.

Eine Rede des Finanzministers. Der Finanzminister vertrat gestern in einer Rede, streng die Acht in der Verantwortung zu halten und den Kampf gegen die Unordnung und die Anarchie in jeder Gestalt aufzunehmen, er betonte die Notwendigkeit, durch die Erhöhung der Steuern zu helfen und den berechtigten Wünschen der Arbeiter entgegenzukommen, und widerlegte schließlich die Theorien des Sozialismus.

Die antideutsche Artikelserie des Petit Journal ist nunmehr zum Abschluß gelangt. Der heute erscheinende Schlußartikel ist in einem so chauvinistischen, herabsetzenden Tone gehalten, wie er seit lange in der französischen Presse nicht gehört worden ist. Er endet mit einem Aufruf an alle französischen Patrioten, den deutschen Friedensvertragsbedingungen keinen Stand zu machen und die Kriegsvorgänge nicht einzustellen. Im Gegenbild, Frankreich müsse seine Arme vermehren und immer weiter vermehren. Die Artikel stellen sich an über den Schluß ungewissheit als eine große außerparlamentarische Aktion, er hat gegen die von den maßgebenden Stellen Zustimmungs- und ist kritisch betrieblieher Verharmung und Verhöhnungspolitik, heraus. Sie enthalten einen Aufruf an die französischen Deputierten, die nicht mehr wie früher ungeschulte Gelder für Militärausgaben beizubehalten wollen und ein Militärausstoß an die Adresse des Kriegsministeriums, der einen Stillstand der Mündungen sucht. Unter den Artikeln aber stehen unbedingt tief angelegene Politiker und Militärs, und der Ueberschuß des Finanzministeriums des Petit Journal in Frankreich auf den Gang der auswärtigen und inneren Politik haben wird, sollte nicht unterschätzt werden.

Erbien.

Von der Königin Katalie.

Wie der Belgrad Correspondent der „Ain. Ztg.“ erzählt, haben sich die langwierigen Verhandlungen, die der Kaiserin Elisabeth (Kaiserin) Stellung der kaiserlichen Eltern betreffend Österreich führte, erledigt. Katalie weigerte sich, die gemachten Vorschläge anzunehmen, auch zeigte es sich, daß die Königin entschieden der radikalen Partei zugehört. Das war auch der Grund, warum der geplante Besuch des Königs Alexander bei seiner Mutter unterbleiben mußte.



(Nachdruck verboten).

Die quade Foelke.

Roman aus der Emſgan. Von F. Klink-Lütetsburg.

Foelke war die Erſte im Hauſe, wach wie immer. Heute kam ſie noch früher als ſonſt. Wohl hatte ſie ſich zum Schlafen niedergelegt, aber nicht einmal ein leiſer Schlummer, ein vorübergehendes Vergeſſen hatte ſie erleiſt. Der Gedanke an Bernd hielt ſie wach. Sie lag athmenlos lauſchend und erwartete den Augenblick, wo er die Küche verlaſſen und ſich zur Ruhe begeben würde. Kein Laut verrieth ihr, daß noch ein Menſch im Hauſe wache. Bleiern langſam ſchlichen die Minuten, die Stunden vorüber, bis endlich im Ofen der kommende Tag das Mondlicht zu beſiegen begann.

Die junge Frau ſagte ſich, daß es beſſer gewesen ſein würde, wenn Bernd beim Erwachen nicht gleich an den vorhergehenden Abend erinnert worden wäre. Es ließ ſich aber nicht vermeiden. Einmal war es eine der Hausfrau zukommende Obliegenheit, am Morgen das Feuer neu zu entſachen, nach der anderen Seite hin betrachtete ſie es als eine Pflicht, über das Anſehen ihres Hausſtandes zu wachen und zu hindern, daß eine der Mägde Kenntniß davon erlange, daß der Bauer nicht zu Bett gegangen war. Sie täuſchte ſich nicht über die Vermuthungen, welche ſich an dieſen Umſtand bei den Dienſtboten knüpfen würden, wenn ſie ihn in Erfahrung brächten, und wünſchte dringend, ſie zu vermeiden.

Bernd's Augen fielern zwar nicht zuerſt auf ſeine junge Frau, als ſie ſich öffnete, dieſelbe hatte bereits die Küche wieder verlaſſen und war in den Milchfeller gegangen — er überſah aber doch ſofort die Lage, und ſeine Brauen zogen ſich finſter zuſammen. Dennoch kam es nicht zu einem erneuerten Ausbruch ſeines Jorns, und als Foelke nach Verlauf einer Stunde wieder in die Küche zurückkehrte, hatte Bernd dieſelbe verlaſſen. Er erſchien auch nicht zum Thee. Gegen neun Uhr ſah ſie ihn — ſchon in einiger Entfernung — den Feldweg entlang reiten, welcher angelegt war, um einen weiten Bogen abzuschneiden, der das Dorf von der nach der nächſtgelegenen Stadt führenden Chauſſee ungebührlich weit entfernt hielt.

Was wollte Bernd in der Stadt? Die Frage beſchäftigte ſie lebhaft und bereitete ihr einige Unruhe. Dieſe wurden in deſſen erſt zu einer Beſorgniß, als gegen Mittag Uffe Atjes im Hauſe ſeines Schwiegerſohnes erſchien und nach ihm fragte. Er hatte Bernd wegrufen ſehen. Es war das erſte Mal, ſeitdem derjelbe die landwirthſchaftliche Schule verlaſſen und dauernd heimgekehrt war, daß er ſeinen Weg nach der Stadt genommen, und die Gründe, welche ihn ſie ſeitdem meiden ließen, waren weder für ſeine Frau, noch deren Vater ſehr fernliegende: er hatte jeder Verſuchung aus dem Wege gehen wollen.

Der alte Meinhardi wollte von der Unruhe, die ihn hergetrieben, nichts verrathen, aber es war unmöglich, ſie Foelke zu verbergen. Als er Bernd der Stadt zureiten ſah, hatte er ſchon gehört, daß derjelbe ſpät in der Schenke geweſen war und es im Trinken wie immer Allen zuvorgethan hatte. Und wie ritt er davon! Nicht wie es ſich für einen Bauern geziemte, ſondern wie ein richtiger Stadtmann mit Reitſtrick und Stulpenſtiefeln, an denen die Sporen nicht fehlten. Die weißen Manſchetten waren lang über die Wildlederhandſchuhe herabgefallen, gerade ſo wie früher, als ſie den Spott der Dorfbewohner hervorgerufen.

„Hat Bernd in der Stadt zu thun?“ fragte Uffe Atjes ſo beiläufig.

„Nicht, daß ich wüßte.“

„Will er vielleicht Beſtellungen machen?“

„Er hat nichts geſagt. Die Butter iſt verkauft.“

„Hm! Hm!“ räusperte ſich Uffe Atjes. „Bernd kam wohl geſtern ſpät nach Hauſe?“

„Ja, es war nach zehn Uhr,“ entgegnete Foelke in einem

Tone, der deutlich genug verrieth, daß ihr das Thema kein angenehmes war.

Ihr Vater brach auch einſtweilen davon ab, obgleich er noch gern weiter darüber verhandelt hätte. Es war ihm aufgefallen, daß die junge Frau nicht gut ausſah. Er hatte niemals ein Auge dafür gehabt und war im Allgemeinen wenig geneigt, ein mehr oder minder gutes Ausſehen mit einem Seelenzuſtande in Verbindung zu bringen. Um ſo mehr mochte der Tochter auffallen, daß der Vater nach einer längeren Pauſe ſie fragte: „Du ſiehſt Du Sorgen, Foelke? — Du ſiehſt nicht gut aus.“

„Sorgen? Nein, ſie hatte keine. Foelke wurde roth als ſie ſo ſprach. Sie konnte nicht ſagen, was ſie ſeit geſtern ſo fürchtbar aufgeregter hatte, und nicht Befürchtungen laut werden laſſen, die ſich hoffentlich als ſelbſtquälereiſche erweiſen würden.

Zu einem Ausſprechen kam es zwiſchen beiden nicht, und Foelke war froh, als der Vater bald wieder ging, war ſie doch dadurch der Gefahr überhoben, daß die nicht zu bewältigende Herzensangſt ſich endlich dennoch Luft machen würde. Uffe Atjes aber verſuchte ſie zu beruhigen, indem er ſich eines logiſchen Denkens beleiſtigte, das ihn hinderte, ſeinen Sorgen weitere Nahrung zu geben. Wenn das Weſen des Schwiegerſohnes zu irgend einer Befürchtung Veranlaſſung gegeben, ſo würde Foelke ſich nicht beſonnen haben, ihm davon Mittheilung zu machen, zwiſchen ihr und ihm gab es niemals ein Heimlichthum.

Uffe Atjes ſah Bernd auch gegen Abend nach Hauſe zurückkehren und damit war für ihn die letzte Spur von Beſorgniß geſchwunden. Er mußte ſich über ſich ſelbſt wundern, daß eine einzige ungewohnte Handlung des Schwiegerſohnes eine ſolche Aufregung, wie ſie ihn am Tage beherrſcht, hatte hervorrufen können. Doch war er weit davon entfernt, ſich zu geſehen, daß ſeitdem die Tochter das Haus verlaſſen, die Sorgen, welche ihm Bernd's ganze Art bereitete, kein Ende mehr nehmen wollten.

Wenn die junge Frau befürchtete, daß die Heimkehr des Gatten aus der Stadt neuen Streit bringen werde, ſo war dieſe Befürchtung eine überflüſſige geweſen. Er ſchien guter Laune; Foelke hatte aber doch das Gefühl, als ob er ihr gerne aus dem Wege gehen wolle, was ihr zur Gewißheit wurde, als Bernd nach dem Abendessen, ohne ſeine gewohnten, kleinen Beſorgungen vorher zu verrichten, ſich in die Dorſſchenke begab. Dieſes Ausgehen beſtandete die junge Frau kaum noch, nachdem ſie den Tag hindurch düſteren Betrachtungen ſich hingegeben. Als Bernd ging, ſtand ſie am Fenſter und blickte ihm nach. Der große Ernst in ihren Zügen, der Ausdruck ihrer Augen und ein tiefer Athemzug verriethen mehr ihren Seelenzuſtand, als Worte hätten thun können.

Sie erwartete nicht, des Gatten Heimkunft und that nicht recht daran. Er kehrte wieder ſpät zurück, legte ſich aber ſogleich zu Bett, ſo daß, für den Augenblick beruhigt, auch die junge Frau Schlaf ſuchen konnte.

Die Ruhe und das Vergessen thaten ihr wohl. Als ſie erwachte, fühlte ſie ſich friſcher und weniger zu banger Sorge geneigt. Was war denn geſchehen, das ſie hätte veranlaſſen können, ſo voll Herzensangſt in die Zukunft zu blicken, wie ſie am vorhergehenden Tage gethan? Bernd war in die Schenke gegangen und hatte, ohne Zweifel, zuviel getrunken! Lag in dieſer Thatſache ein Grund zu ernſtlichen Befürchtungen? War ſie etwa der Meinung geweſen, daß ſein Fuß nie mehr ein Wirthſhaus betreten, daß er für immer mit ſeiner wiſten Vergangenheit abgeſchloſſen haben würde, ohne daß ſie einen Rückfall befürchten durfte?

Foelke mußte dieſe Fragen mit einem entſchiedenen „Nein“ beantworten. Im Gegentheile! In jenen Tagen, als ſie ſorgfältig geprüft, ob es ihr möglich ſei, Bernd ihre Hand zu reichen, ob es ihr gelingen werde, ſeinen wiſten Sinn zu bändigen, hatte ſie das Leben, welches ihrer an ſeiner Seite harrte mit allen Kämpfen, die nunmehr ihren Anfang nehmen zu wollen ſchiene, klar vor ſich zu ſehen geglaubt. Ihr Verſtand ließ nach dieſer Seite hin keine Täuſchung zu. Und dennoch! In inner

aus
Bhä-
Danf-
ge-

10.

Dtfo
il der
Macht
Das
ſlichen
heint,
wird
mehr
meinen
i, ein
uch in
ie mit
Auf-
ie zu-
bildet.
ernige
übliche
ht bei
„die
efini-
hoch-
berfen,
ritiſcher
lieben.
s vor-
ie ge-
n fehr

ter-
Natur-
gangs
aus“
it aus
wollen
übri-
aufgabe
Natur
ver-
bereien
regend
natur-
oeben
jeder
brüeten
zuzucht
ellen-
Bon
nplien.
entſich
abure.
Ant-
hin-
die es
Preis-
Be-
Buch-
aus“.

orft.
rier,
ir be-
it viel
hon in
wird
onnen
rechten
wie
beſchied
auch
e II-
entſich-
opäer,
berung
merer
it fehr

Irrthum war sie befangen gewesen, und daß dieser, welcher in ihrer Ueberschätzung ihrer persönlichen Macht über Bernd begründet war, in ihrem Leben sich schwer rächen könne, war eine Befürchtung, die sie in den letzten beiden Tagen, trotz aller Bemühungen, nicht hatte überwinden können.

Heute war es anders. Ein sonniger Oktobermorgen ließ die Natur noch einmal in voller Pracht erscheinen, und der Glanz da draußen, die warmen Sonnenstrahlen, jeden Winkel des Hauses erhellend, schlichen sich auch in das Herz der jungen Frau, um die graue, unheimliche Sorge daraus zu verbannen. Sie war an den vorhergehenden Tagen nicht sie selbst, eine ihr fremde Schwäche hatte sie besiegen wollen; daß diese aber nur eine vorübergehende physische gewesen, erkannte sie deutlich an dem frischen Muth, mit welchem sie dem kommenden Tage entgegenging.

Und doch! Das kurze, halbe Jahr ihrer Ehe hatte nicht günstig auf sie gewirkt. Jede Kleinigkeit erregte und beunruhigte sie. Vergebens fragte sie nach der Ursache eine seelischen Bestimmung, die sich so schwer beherrschen ließ und immer mehr Gewalt über sie gewann. Die guten Vorsätze, welche sie am Morgen gefaßt, hielten nicht länger stand als bis zum Nachmittag, bis zu der Stunde, in welcher sie Bernd abermals sein Pferd besteigen und den Weg nach der Stadt einschlagen sah. Er hatte ihr nichts von dem beabsichtigten Ausflug gesagt, und sie war überzeugt, daß er heute gar nicht oder erst spät zurückkehren werde.

Er kam am darauffolgenden Morgen bei Tagesanbruch in den Hof geritten. Foelke, die eine schlaflose Nacht verbracht, sah ihn kommen, bleich, übernächtigt, mit beschmutzter Kleidung. Eine unennbare Angst hatte sie erfaßt. Weniger der Umstand, daß Bernd abermals einen unregelmäßigen Lebenswandel sich hinaab, beunruhigte sie, als sein sichtlich Bemühen, ihrem Einfluß vollständig sich zu entziehen. Nur ein solches konnte sie in seinem Ausweichen einer Unterredung mit ihr erblicken.

Sie war rathlos. Indem sie des Auftrittes gedachte, den sie vor wenigen Tagen durch freundliche Vorstellungen hervorgerufen, schwand ihr der Muth, ihm entgegen zu gehen. Von einem Versteck aus sah sie ihn von seinem Pferde steigen, dem noch schlaftrunkenen Kleinknecht den Zügel hinwerfen und dann in das Haus treten. Ohne sich aufzuhalten, begab er sich in seine Schlafstube.

Wenn Foelke noch einige Zeit die Hoffnung hegte, daß ihr Gatte nur vorübergehend der alten Lebensweise sich ergeben, so sah sie sich bald bitter getrübt. Zwei, drei Monate gingen in's Land, Weihnachten war es der Thür, und noch immer ritt Bernd Tag für Tag in die Stadt, um die Nächte mit ehemaligen Genossen zu verbringen. Nicht ein einziges Mal hatte die junge Frau den Mund zu einem Vorwurf geöffnet, heimlich hoffend, daß ihr Gatte des tollen Lebens überdrüssig, zu seinen Pflichten zurückkehren werde. Die Zeit mochte ihm lang werden. Wenn erst der Frühling mit seiner Arbeit kam, würde diese ihn zurückhalten.

Foelke litt schwer in diesen dunklen, einsamen Wintertagen, wo der Schnee fuhhoch auf allen Wegen und Stegen lag und kaum ein anderes menschliches Antlitz als das ihrer Hausgenossen ihr zu Gesicht kam. Sie fühlte sich wie

von einem dumpfen, schweren Traume befangen, aber sie wußte, daß es kein erlösendes Erwachen für sie geben würde. Erst allmählig, ganz langsam war sie zur vollen Erkenntniß gekommen, daß, als sie Bernd's Gattin geworden, sie ein Baqestück unternommen, dessen Durchführung nicht in die Gewalt irgend eines Menschen gegeben war.

Diese Erkenntniß aber wirkte geradezu vernichtend auf die junge Frau. Sie lähmte ihre Thatkraft und verursachte ihr ein Gefühl von Hilflosigkeit, die sich auch in ihrer äußeren Erscheinung bemerkbar machte. Niemand konnte sich darüber täuschen, daß Meinhardt's Foelke in der Lotterie des Lebens eine Niete gezogen hatte.

VI.

Ungleich schwerer noch als seine Tochter, litt Uffe Atjes unter den Verhältnissen des Bruns'schen Hauses. Während die junge Frau nur an die Thatsache, daß ihr Gatte selten eine Nacht im Hause verbrachte, ihren Maßstab legen konnte, waren allezeit geschäftige Zwischenträger bereit, ihrem Vater von all den Dingen Mittheilung zu machen, die Bernd Bruns mit magnetischer Gewalt in den Kreis ehemaliger Freunde und Genossen zurückgezogen.

Uffe Atjes Meinhardt war nicht ein Mann, der Alles glaubt und jeder häßlichen und schadenfrohen Bemerkung gern ein Ohr leiht, allein eigene Beobachtungen verschafften ihm bald einen Einblick in das Thun und Treiben seines Schwiegersohnes, und was er sah und hörte, zwang ihm förmlich die für diesen klugen, vorsichtigen Mann doppelt furchtbare Gewißheit auf, daß er das Lebensglück seines einzigen Kindes vertrauensvoll in die Hand eines rohen und gewaltthätigen Burischen gegeben, dem nichts heilig war, der mit bodenloser Frechheit das Urtheil aller Bessergesinnten herausforderte und seinen zügellosen lasterhaften Begierden fröhnte.

Der Schlag, den er durch diese Gewißheit empfing, brachte ihn an den Rand des Grabes. Einige Zeit hindurch fürchtete er für seinen Verstand. Die unheimlichen Vorstellungen von der Zukunft seines Kindes ließen ihn nicht Tag und Nacht ruhen und bleichten in wenigen Wochen sein Haar. Was konnte er thun, dem Unheil zu steuern? Seine völlige Machtlosigkeit dem Schicksal gegenüber machte ihn irre an sich selbst. Klüger und besonnener wie je ein anderer Mensch vor ihm hatte er — wie er glaubte — Alles gethan, das Glück seiner Tochter und das seines Bündels sicher zu stellen. Von dem Tage an, wo Bernd Bruns ihm anvertraut worden war, hatte er an der Durchführung eines Planes gearbeitet, die Allen ein Beweis von der Ueberlegenheit seines Denkens und Handelns sein sollte.

Nun hatte er Schiffbruch gelitten — vollständig. Steuer- und ruderlos trieb das Fahrzeug mit dem Glück seines Kindes auf dem tojenden Meere des Lebens, unaufhaltsam einer Klippe zu, an welcher es zerbrechen würde. Es gab keinen Ausweg, keine Rettung. Wohl war sie seine Tochter und nannte die Eigenschaften, die ihn festen Schrittes ein gestecktes Ziel hatten verfolgen lassen, ihr eigen; daß diese aber nicht im Stande waren, sie zu schützen und zu stützen, bewies die Veränderung, welche in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit ihr vorgegangen war.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in Shanghai.

Dem Fremden, der zum ersten Male das große Handelsemporium des Ostens, Shangai, besucht, wird wohl nichts so merkwürdig erscheinen, als daß es dort stehen sollte, wo es steht; denn Niemand kann behaupten, daß der Platz ein gut ausgewählter ist. Aber die Gründer unserer Stadt, so schreibt der „Staatsatische Loud“, die in den vierziger und fünfziger Jahren ihre Häuser in den Reissfeldern, welche damals das Areal bedeckten, auf dem sich heute Shanghai befindet, errichteten, hatten keine Ahnung davon, was für eine prächtige Stadt es einst sein würde. Sie verfaßten eine Konstitution, die nach Ansicht der Diplomaten auf dem Modelle von Plato's Republik beruht, die aber ganz Europa als Beispiel dienen könnte, um zu zeigen, wie Menschen verschiedener Nationalität und sich kraß gegenüberstehender Interessen doch miteinander berathen und sich gegenseitig einigen können, obgleich ein Jeder sich stets bemüht, so schnell als möglich ein Vermögen zusammenzuscharen und dann mit seiner „Beute“ nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Ob ihm dies zum Nachtheile seines Nachbarn gelang oder nicht, war Nebenache, — sein einziges Ziel war das Reichwerden.

Shanghai ist eine fremde, nicht, wie so oft irrtümlich ge-

glaubt wird, eine britische Ansiedlung, sind auch schon John Bull's Kinder in überwiegender Mehrzahl vorhanden. An die sogenannte britische Ansiedlung stößt die französische „Konzeffion“, wo das französische Gesetz regiert, obgleich, eigenthümlich genug, der eigentliche Munizipalrath häufig Engländer und andere Nationalitäten zu seinen Mitgliedern rechnet. Dies erklärt sich daraus, daß die Zahl der „leitenden“ französischen Residenten nicht groß ist, doch fehlt es nicht, wie gewöhnlich, an einer Menge von französischen Beamten. An dem sogenannten Bund, d. h. der Wassertraße, erhebt sich eine ununterbrochene Reihe von palastähnlichen Gebäuden, und auf solche stößt man in vielen der Nebenstraßen, während die als Bublbling Well- und Yangkepu-Road bekannten, außerhalb der Ansiedlung gelegenen Straßen von Villa-Residenzen eingefast sind; einige derselbe sind einfache Bungalows, aber die meisten stattliche, von schön angelegten Ziergärten umgebene Lusthäuser.

Man schätzt die Bevölkerung Shanghais auf etwa eine halbe Million. Davon sind ungefähr 5000 Ausländer. Diese schließen etwa 1000 Briten und je mehrere Hundert Deutsche, Franzosen und Amerikaner ein; der Rest sind Kinder, Macao-Portugiesen, Frauen, Japaner und Bagdad-Juden. Das Klima variiert zwischen Schlittschuhlaufen im Januar und Februar, mit Mark-Errieren,

ble aus über 90 unter sie auch eine Reges für Taifuns Ecken von hochst sel Sha ist eine Tiger Grimmig angenehn münshen Westmont dünstunge der Erde Eingebore besser ger ter noch gleicher Aelter z ernfieren zens“ der sieben Jo guter Ko nach der Die Shangha wie z. B. Stabes d seefahren Dem nichts in größten genomme zu spielen Herrn S erhält, e oder Ba lich der Hauses r mandeläu sie thun, Dies Dugend anderen Wäf der 200 dachte, fe in der H von 50 Händen“, fürstlichen per Tag sonen zu beköstigen gute Köch Kulies 6 irgend e zu solch e die sich s In d je drei der Thier anderer Leute“, n qlügt sin Chргеiz L Eine an ana salu Nimrods Alles, w rechnet w mometer gehulbigt, Zeitvertre sehr kosth heutigen zieht, ein

ble aus dem nördlichen Hochlande kommen, und einer Hitze von über 90 Grad Tag und Nacht für ein paar Monate, ja, mitunter steht das der Sonne ausgelegte Glas im Juli und August auch eine Woche lang auf 130 Grad. Schwere und häufiger Regen fällt das ganze Jahr über, und das Schwanzende eines Taifuns entwurzelt dann und wann einige Bäume und weht die Ecken von Gebäuden und Dächern weg, sind auch schon Erdstöße höchst seltene Phänomene.

Shanghai ist die Heimath des Mosquitos, und namentlich ist eine gestreifte Art sehr zahlreich, die unter dem Namen der „Tiger“ bekannt ist, man fürchtet sie besonders wegen ihrer großen Grinnigkeit und Stechkraft. Der Tausendfuß ist ebenfalls unangenehm, wenn nicht gar gefährlich, jedenfalls aber kein sehr mühsenswerther Vettgenosse. September ist Sterbemonat, ein heißer Westwind herrscht dann vor, der mit den pesttragenden Ausdünstungen geschwängert ist, die ihren Ursprung in den über der Erde beigesetzten und der Sonne ausgelegten Särgen der Eingeborenen haben. In letzter Zeit ist es glücklicherweise etwas besser geworden, aber vor etwa einem Jahrzehnt war es mitunter noch so schlimm, daß der fremde Leichenbestatter, der zu gleicher Zeit das Geschäft eines Photographen betrieb, sein Atelier zuschließen mußte, um seine ganze Aufmerksamkeit dem ernsteren und rentableren Geschäft des Sargmachens und „Pflanzens“ der irdischen Ueberreste zu schenken. Man nimmt an, daß sieben Jahre der Maximum-Zeitraum sind, die ein Mann von guter Konstitution in China verbringen sollte, ohne eine Reise nach der Heimath zu machen.

Die Gesellschaft ist breit getheilt in diejenigen, welche dem Shanghai-Klub und Country-Klub angehören, und die Weber, wie z. B. Ladenbesitzer, das Personal des sogenannten „Outdoor“-Stabes des chinesischen Seesoldienstes und die große Anzahl des seefahrenden Publikums.

Dem jüngsten und unbedeutendsten Handlungsgehülften steht nichts im Wege, eine Einladungskarte zum Diner mit dem größten Taipan (Chef der Firma) im Wäse zu erhalten, angenommen, er versteht es von vornherein, den „Lord“ im Kleinen zu spielen. Die Damen werden sich um die Gesellschaft dieses Herrn Striegeldich, der vielleicht 100 Dollar per Monat Salair erhält, ebenso sehr reihen, als um die des Chefs von Häusern, oder Bank- und Zolldirektoren. Die Kinder werden ausschließlich der chinesischen Dienerschaft überlassen, und die Dame des Hauses wird dadurch demoralisirt, daß sie eine Schaar von mandeläugigen Dienern stets zur Verfügung hat, die Alles für sie thun, das Essen ausgenommen.

Dieses Alles trägt dazu bei, eine Frau, die hier ein halbes Duzend Jahre gelebt hat, für die Lebenspflichten in einem anderen Welttheile vollständig unbrauchbar zu machen.

Während man vor einem Jahrzehnt einen jungen Mann, der 200 Dollar monatliches Salair hatte, als schlecht bezahlt dachte, fängt man heutigen Tages eine Klasse von Jünglingen in der Heimath ein und importirt sie mit einem Anfangsgehalt von 50 Dollar per Monat. Die große Anzahl von „alten Händen“, die sichere Stellungen haben, erfreuen sich jedoch eines fürstlichen Gehalts. Das Hotelleben ist zwischen 2 bis 3 Dollar per Tag; ein Mann kann sich, falls er mit zwei oder drei Personen zusammen ist, für etwa 20 Dollar per Monat sehr gut befristigen. Die Miethe ist theuer, aber Diener sind sehr billig; gute Köche bekommen 10 Dollar per Monat, „Boys“ 8 und Kulis 6 Dollar. Der Europäer kann sich hier billiger als in irgend einem anderen Welttheile kleiden, was aber Shanghai zu solch einem theuren Wäse macht, sind seine Vergnügen, in die sich so Viele stürzen, obgleich ihnen die Mittel dazu fehlen.

In Shanghai finden jährlich zwei Renn-Karnevale statt, die je drei Tage dauern, und wenn man sich nicht mit dem Trainieren der Thiere abgiebt, so vertreibt man sich die Zeit mit Sport anderer Natur. Die einflußreichsten Männer sind die „Bonie-Leute“, welche großentheils in Hausbooten leben und nie so vergnügt sind, als in der Atmosphäre eines Stalles, ihr höchster Ehrgeiz besteht darin, für einen „Sport“ gehalten zu werden. Eine andere Klasse von Männern glaubt wiederum, daß die „una salus“ des Lebens darin besteht, daß man in die Fußstapfen Nimrods tritt, und sie verwenden all ihre freie Zeit darauf, Alles, was da „krecht und fleucht“ und zum Waidwerk gerechnet wird, zu mordern. Dem Cricket-Spiel, obgleich das Thermometer in den Neunzigern steht, wird die ganze Saison durch gehuldet, während Andere den Segelwettsfahrten und ähnlichen Zeitvertreibern ihre Musestunden spenden. Alles ist natürlich sehr kostspielig und erklärt die Thatsache, daß ein Europäer, der heutigen Tages mit einem Vermögen in die Heimath sich zurückzieht, ein rara avis ist.

Ich würde jedenfalls keinem Menschen anrathen, nach China zu gehen, ausgenommen, er hat sich für eine Reihe von Jahren um ein hohes Gehalt engagiren lassen. Es steht zu befürchten, daß die Tage, da der Ausländer in kurzer Zeit sich mit einem Vermögen nach der Heimath zurückziehen konnte, um China für immer seinen Rücken zu wenden, tempi passati sind. Der Chineser kann Alles thun, was der weiße Mann thut, und da sie uns Europäer allmählig als Mittelänner „absetzen“ und sich unsere Ideen aneignen, so haben sie für uns weiter keinen Gebrauch. Man hört die Ansicht oft ausgesprochen, daß, wenn sich China dazu entschließt, den Eisenbahnbau im großen Maßstabe zu betreiben, auch Ausländer in großer Anzahl angestellt werden müssen. Dies ist aber eine Chimäre; ganz China ist von einem Telegraphenetze durchzogen, und doch ist fast kein einziger Ausländer dabei angestellt. Auch fremde Erfindungen und Maschinen haben kaum eine Zukunft vor sich, denn das Volk, welches, wie die Chinesen, sich mit einer Floschalle zu Bett legt und das die Seidenweberei seit 3000 Jahren gekannt hat, gegen die keine moderne Erfindung wetteifern kann, braucht nicht viel von uns zu lernen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn sich überall Anzeichen kund geben, daß die Chinesen uns langsam, aber sicher, aus unseren Stellungen vertreiben.

Allerlei.

Barebare, ein afrikanisches Volksspiel. Aus Deutsch-Westafrika wird der kölnischen Volkszeitung geschrieben: „Ende Januar dieses Jahres hatten wir zum ersten Mal Gelegenheit, einem Volksspiele der Schwarzen, dem Barebare oder Balebale, beizuwohnen. Es war am heißen Mittag und alles in der Mission hatte den kühlen Schatten aufgesucht; dort unten aber auf dem großen Weiher brach großes Geheul los. Ein dicht besetztes Canoe war eingelaufen und freite unter dem üblichen Gesänge der Muderer ein paar Mal, um endlich am Ufer Halt zu machen, wo eine noch größere Schaar die Ankömmlinge mit lautem Jubel als Gäste willkommen hieß. Alle waren festlich geschmückt, manche in europäischer Weise, die Meisten nach heftiger Mode mit großen, grellfarbigen Tüchern. Der Schmutz und die heitere, freudige Stimmung ließen etwas Außergewöhnliches vermuten. Und in der That, bald erdienen einer der Häuptlinge in der Mission mit der Bitte, zum großen Platz zu kommen und auch die Schulungen mitzubringen, die auch am Spiele theilnehmen dürften; denn die Leute von Groß-Batanga seien eben gekommen. Die Bitte wurde zugesagt, und bald standen einige mutige Juben schon kampfbereit da, d. h. gründlich gewaschen und eingeeßt. Gegen halb 4 Uhr zogen wir zum Festplatz, welcher an vierzig Schritte lang und mit feinem Uferland bestreut ist. Zu beiden Seiten stehen Negerhütten. Wir waren fast die ersten, und es schien, als habe man uns den Vortritt lassen wollen. Hinter uns kam sogleich der Haupt-Tambour mit zwei hohen Baumstümpfen, welche am Ende mit Fell überspannt waren, auf den Schultern. Er legte sie nebeneinander, setzte sich darauf und fing an, mit den Fingern darauf zu trommeln. Das Zeichen wurde verstanden. In wenigen Minuten waren wohl zwanzig andere Trommler zur Stelle und etwa hundert Männer und halbwohliche Frauen, die auf beiden Enden des Platzes Aufstellung nahmen. Die Instrumente der Trommschläger waren höchst einfach: alte Holz- und Blech-Kasten und Steden. Nun begann das Hämmern in schnellstem Tempo, jedoch in strengstem Takt. Das war ein Heidenlärm, „so ein Lied, das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann“. Ein paar Ordner sprangen mit Schellen umher, um die zuschauenden Weiber und Kinder aus dem Wege zu halten, worauf das „große Spiel“ begann; es war ein Wettringen. Wie zur Begrüßung ging die eine Partei in langen Schritten, halb springend zur anderen; letztere that dasselbe. Dann kamen mehrere der Muthigsten von jeder Seite hervor, sich einen Gegner auszuwählen. Sie überlegten, musterten, saßen auch wohl den einen oder anderen bei den Oberarmen und drückten ihn zurück. Manche der Vorgetretenen machten schüttelnde Bewegungen des Oberkörpers, namentlich der Schultern und der Brustmuskeln, und waren nicht wenig stolz darauf, wenn ihnen diese Uebung gut gelang. Nun traten zwei Kämpfer vor; das Geplauder verstummte und Alles blickte gespannt auf die beiden. Diese drückten die Finger auf den Sand, damit sie fester greifen könnten, und saßen sich, wobei jeder sich ziemlich gebückt hielt, um nicht vom Gegner emporgeworfen oder beim Fuße gefaßt und zu Fall gebracht zu werden. Alsdann wäre er besiegt, und selbst dann, wenn er nur mit dem Knie oder der Hand zu Boden käme. Ist dieses geschehen oder ist nach einer Weile der Kampf noch nicht entschieden, so hält ein Ordner die Hand zwischen beide, zum Zeichen, daß sie aufhören müssen. Ligt anzunehmen ist erlaubt. So näherte sich ein kräftiger Mann ganz ruhig seinem Gegner, that aber dann einen schnellen Griff und streckte ihn zu Boden. Nachdem alle gerungen hatten, kamen frische Partien, um sich Gegner zu suchen. So fand denn jeder, der Lust hatte, Gelegenheit, seinen Muth, seine Kraft und Gewandtheit öffentlich zu zeigen. Jeder Sieger rief bei seiner Partei eine lebhaftige Freude hervor. Sofort führte oder — nach recht überraschendem Siege — trug man ihn unter großem Jubel zu den Besiegten. Zwei Stunden währte die Belustigung, dann begab

Ich Alles wohlgemuth und zufrieden mit dem Verlauf nach Hause. Die Fremden fanden im Dorfe gastfreundliche Aufnahme und verblieben bis andern Tags. Die Vergnügungslust war aber noch lange nicht befriedigt. Nach der Abendmahlzeit ging es von Neuem los; die Trommeln wurden wieder mächtig gerührt und versummten erst am frühen Morgen.

Ueber russische Cholera-Wirthschaft berichtet die „Kattowier Btg.“: „Es mag etwa vor 14 Tagen oder drei Wochen gewesen sein, als eines schönen Tages der Vicegouverneur aus Petrifan nach der Kreisstadt Bendzin (dem preussischen Kreis Kattowitz benachbart) kam, um sich von dem Stande der Verhütungsmassregeln zur Weiterverbreitung der Cholera, für welchen Zweck seitens des Gouvernements dem Bendziner Ratshelms (Kreischef) größere Geldsummen eingehändigt worden waren, zu überzeugen. Hier mußte der Herr zu seiner Ueberraschung sehen, daß die getroffenen Anordnungen absolut nicht befolgt worden waren. Die Baraden, für welche Geld aufgewendet wurde, standen alle nur auf dem Papier. Koller Entrüstung begab sich der Vicegouverneur hierauf zu dem Bendziner Kreisarzt, Dr. Dehnel. Dieser erwiderte, zur Rede gestellt, er werde nur in Gegenwart des Kreischefs antworten und erst dann berichten, wenn dieser zuerst dem Herrn Vicegouverneur berichtet habe. Beide Herren begaben sich nunmehr zu dem Kreischef. Als auf die Aufforderung des Vicegouverneurs dieser seinen Bericht erstattet hatte, ergriß Dr. Dehnel das Wort zu einem „Gegenberichte“, welcher Wort für Wort die ungeheuerlichsten Anschuldigungen gegen seinen Vorgesetzten enthielt. Die Gelder für den Baradenbau hätte sich der Kreischef angeeignet, nichts, aber auch absolut nichts von dem sei geschehen, was die oberste Behörde angeordnet hatte. Die Schuld an der großen Ausbreitung der Cholera in Bendzin treffe ganz allein den Kreischef. Sie hätte niemals eine so große Ausdehnung angenommen, wenn gemäß den Anordnungen der Behörden strenge Abwehrmassregeln ergriffen worden wären. Das konnte aber nicht geschehen, weil kein Geld hierzu vorhanden war. Habe er, der Kreisarzt, einmal die Absperrung oder den Bau von Baraden gefordert, so sei ihm stets achtselnd erwidert worden: Es sei kein Geld da! Der Herr Vicegouverneur soll Anfangs sprachlos gewesen sein über diesen „Gegenbericht“. Er erwartete, so sagte er hinterher, daß der Kreischef seinen Ankläger zum mindesten zu Boden schlagen oder vielleicht einen Versuch zur Widerlegung dieser schweren Anschuldigungen machen würde. Aber nichts von alledem ereignete sich. Schwiegend und unbeweglich stand der Bendziner Kreischef wie Lots Salzsäule da und hatte den Worten seines „geehrten Vorgesetzten“ nichts mehr hinzuzufügen. Die Folge war, daß er seines Amtes sofort entsetzt und sein Gehülfe einzuweilen mit der Weiterführung der Geschäfte betraut wurde. Gleichzeitig wurden vom Gouvernment telegraphisch Gelder erbeten und dem Kreisarzt, welcher jetzt direct dem Gouverneur unterstellt ist, die selbstständige Führung der Sanitätsmassregeln übertragen.

Eine liebliche Kleinstadt-Idylle enthält uns ein Bericht der „K. B. aus Königshütte“: „In der letzten Stadtverordneten-Versammlung stellte der Gymnasialdirektor Dr. Brock an den Magistrat die Anfrage, ob es wahr wäre, daß vor Kurzem der Sitzungsaal der Stadtverordneten zu einem Damenkaffee benutzt wurde. Sollte dies der Fall gewesen sein, so möchte er, bei aller Hochachtung vor den Damen, doch darauf hinweisen, daß der Sitzungsaal von städtischen Vertretern nicht zur Abhaltung von Kaffeekränzchen dienen könne. Mit Zug und Recht könne alsdann jede Bürgersfrau ihre Kaffeeschwestern ebenfalls zur Feier eines derartigen Vergnügens in den Sitzungsaal laden. Oberbürgermeister Girndt entgegnete, daß der genannte Damenkaffee während seiner Abwesenheit stattgefunden habe, und die Erlaubnis zur Benutzung des Saales durch Bürgermeister Gahlemann erteilt wäre. Dr. Brock ersuchte den Magistrat, die geeigneten Schritte zu thun, damit in Zukunft ein derartiger Mißbrauch des Sitzungsaales vermieden werde.“

Annuthige Scherze pflegt die goldene Jugend in Amerika. Die Herren „Bob“ Jellow und „Jim“ Harper — so erzählt die „New-Yorker Staatsztg.“ — saßen neulich mit andern jungen Leuten vor einer Groccery; da zog Jellow ein Brennglas aus der Tasche und ließ die konzentrirten Sonnenstrahlen auf Harpers unbedecktes Haupt fallen. Dieser war eben aus einer Barbierstube gekommen und sein mit „Bayrum“ reichlich befeuchtetes Haupthaar geriet durch die Hitze in Brand. Er lieh davon mit brennendem Kopf. Ein Anderer von den jungen Männern eilte ihm nach und hielt ihn fest, während einige Kameraden die Flammen erlöschten. Harper wandte sich dann gegen Jellow und würde diesen ermordet haben, wenn ihn seine Bekannten nicht davon abgehalten hätten. Heute hat Harper gegen Jellow, der sehr wohlhabend ist, eine Entschädigungssklage auf 15000 Dollars anhängig gemacht. Aerzte behaupten, Harpers Schädel werde sich niemals wieder „mit frischem Grün“ schmücken.

Was ist die Liebe? Endlich, endlich, nach dem jahrtausende langen vergeblichen Grübeln über die Liebe, erbarnt sich ein Franzose, Gaston Dauville, der rathlosen Menschheit und giebt ihr eine befriedigende Erklärung dieser Kinderkrankheit: „Die Liebe“, sagt dieser moderne Philosoph, „ist eine emotive, spezifische Emittät, bestehend aus einer mehr oder weniger permanenten Variation des affektiven und mentalen Zustandes eines Subjekts, gelegentlich der Realisation — durch Insovernehmung eines spezialisirten Mentalprozesses — einer

effluiven und bewußten Systematifikation seines Sexualinstinkts auf ein Individuum des andern Geschlechts. Gewöhnlich ist dieses Phänomen von einer Exaltation des Wunsches begleitet.“ Besten Dank Herr Dauville! Nun wissen wir doch ein für allemal und ganz genau, was die Liebe ist.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

Spamer's Illustrierte Weltgeschichte, Leipzig, Otto Spamer. Soeben geht uns der VII. Band zu, der den 3. Theil der „Geschichte der neueren Zeit“, vom Verfall der bourbonischen Macht bis zum Beginn der großen französischen Revolution, enthält. Das Werk, wohl einzig in seiner Art dadurch, daß es trotz der umfangreichen und mühevollen Vorbereitungsarbeiten in so rascher Folge erscheint, macht überall berechtigtes Aufsehen. Der vorliegende 7. Band wird von Prof. Dr. K a e n i e l bearbeitet, und es wird in demselben mehr der allgemeinen Geschichte, der Litteratur, Kunst und allgemeinen Kultur die eingehendste Behandlung gewidmet. Das Bestreben, ein wirklich lebendiges Bild der geschilderten Zeit zu geben, wird auch in diesem neuen Bande aufs wirkungsvollste unterstützt durch eine mit der größten Sorgfalt ausgewählte und mit großem Aufwand an Geld, Mühe und Zeit beschaffte Illustration, die zugleich einen einzig dastehenden Schmuck des Werkes bildet. Wenn wir aus dem reichen Schatz der Abbildungen nur einige wenige herausgreifen können, so möchten wir, was typographische Schönheit anlangt, ganz besonders die Blätter „Die Schlacht bei Marpa am 30. November 1700“, „Heldberg vor der Zerstörung“, die Seeschlacht bei Tschesma am 5. Juli 1770 und die zahlreichen faemilixirten Handschriften berühmter Zeitgenossen, die nebenbei auch hochinteressante Streiflichter auf den Charakter des Schreibers werfen, hervorheben. Der Inhalt ist nicht eine trockene Erzählung historischer Daten und Ereignisse, sondern lebenswarm gruppiert und geschrieben. Die Illustrierte Weltgeschichte wird sich mit der Publikation des vorliegenden 7. Bandes gewiß zu den alten Freunden zahlreiche neue gewinnen, zumal der Preis im Verhältnis zu dem Gebotenen sehr mäßig ist.

Die Farbenpracht der erotischen Schmetterlinge führt eine wundervolle Reproduktion im Vogel'schen Naturfarbendruck vor Augen, die in dem ersten Heft des neuen Jahrgangs der illustrierten Zeitschrift für Naturfreunde „Natur und Haus“ enthalten ist und alle früheren Darstellungen an Naturwahrheit aus dem Felde schlägt. Jeder Naturfreund wird von dieser prachtvollen Wiedergabe entzückt sein. Nicht minder aber festelt der übrige Inhalt dieser vortrefflichen Zeitschrift, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, den Sinn und das Verständnis für die Natur und ihre Gebilde in immer weiteren Volkskreisen zu verbreiten und dem Naturfreunde bei seinen Liebhabereien mit praktischen Anleitungen und Rathschlägen belehrend und anregend zur Seite zu stehen. Das reizende Heft ermuntert der naturkundige Dichter Joh. Trojan mit einigen annuthigen Strophen und daran reihen sich Aufsätze und Anleitungen, die jeder Natur-Liebhaberei gerecht werden und mit ausgezeichneten Abbildungen versehen sind. Wir nennen davon: Zeitsucht. Von Ed. Kädiger. — Ein lieber Haus-Freund (Wellsentisch). Von Josef von Menel. — Dankbare Treibpflanzen. Von Max Weddörffer. — Das Sammeln von verleinerten Konchilien. Von Bernhard Cronberger. — Ein neuer interessanter Aquariensisch (Chanchito). Von Dr. E. Stadl. — Herbstbilder. Von Fr. Le Neubere. — Kleine Mittheilungen. — Monatskalender. — Fragen und Antworten. Alle Naturfreunde seien auf diese Zeitschrift hingewiesen, besonders auch die Schul- und Volksbibliotheken, für die es kaum eine geeignetere Zeitschrift geben kann. Der billige Preis von 1 M. 50 J vierteljährlich ermöglicht auch den weniger Bemittelten ein Abonnement. Das Probeheft liefern alle Buchhandlungen, sowie der Verlag von „Natur und Haus“, Berlin SW., 46.

Jung-Deutschland in Afrika, von C. Falkenhofst. Illustriert von Rud. Hellgrewe. Band 1: Der Baumtäter, eine Kameruner Pflanzergeschichte. Preis kart. M. 1.50. Wir begreifen mit lebhafter Freude ein Unternehmen, das unzweifelhaft viel dazu beitragen wird, daß das Interesse an unsern Kolonien schon in die Herzen der heranwachsenden Jugend eingepflanzt wird. Sie wird einst berufen sein, das Werk fortzuführen, das die Väter begonnen haben, und daß sie das mit rechter Freudigkeit und aus dem Innersten quellenden Interesse thun werde, dazu werden solche Arbeiten, wie die vorliegende, erheblich mitwirken. Falkenhofst's großes Geschick gerade für derartige Arbeiten ist bekannt, und so liefert er denn auch in diesem Bändchen, unterstützt durch prächtige Bilder von Hellgrewe's Meißelhand, ein recht anschauliches Bild von Deutsch-Kamerun, dem Leben und Treiben der Eingebornen wie der Europäer, ein Bild, das umso mehr die Gewähr für die Treue der Schilderung bietet, als der Verfasser sich gesüßentlich dabei auf die Werke unserer hervorragenden Afrikaforscher gestützt hat. Die Ausstattung ist sehr hübsch.

